

Themen



Diakonische Information Nr. 189-3/18



InteressenvertreterInnen
„Wir wollen gehört werden“

Seite 10



Word-Rap
Claudia Reiterer

Seite 14



Weder Monk noch Rain Man
Vorurteile widerlegen

Seite 20



Ihr Leben als Autistin
Denise Linke

Seite 22



Selbst bestimmen

Zehn Jahre UN-Behindertenrechtskonvention in Österreich.

Die Philippinen sind meine zweite Heimat. Und ich liebe die Mega-City Manila. Ich war schon oft dort, habe auch ein Jahr dort gelebt. Bei einem meiner letzten Besuche ist mir eine Neuerung aufgefallen: Rollstuhlrampen am Gehsteigrand. Grundsätzlich eine gute Idee. Nur leider kommt oft kurz nach der Rampe ein meterbreites, mannshohes Loch im Gehsteig oder ein Pfosten, an dem kein Rollstuhl vorbeikommt.

Wahrscheinlich, denke ich mir, wurden die Rampen gebaut, um das auch auf den Philippinen vor zehn Jahren in Kraft getretene „Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderung“ umzusetzen. Denn die UN-Konvention verlangt, dass die Vertragsstaaten Maßnahmen treffen, um Barrieren abzubauen und einen gleichberechtigten Zugang zu Gebäuden, Straßen, Transportmitteln etc. für Menschen mit Behinderung zu gewährleisten.

Allerdings wurde übersehen, dass die Behindertenrechtskonvention auch vorsieht, „dass Menschen mit Behinderungen die Möglichkeit haben sollen, aktiv an Entscheidungsprozessen in Bezug auf politische Konzepte und Programme mitzuwirken, insbesondere wenn diese sie unmittelbar betreffen“. Hätte man rollstuhlfahrende Menschen in Manila gefragt, was sie brauchen, um sich gut in ihrer Stadt fortbewegen zu können, sie hätten die bauliche Maßnahme in dieser Form wohl nicht vorgeschlagen.

„Hilfe ist nur dann Hilfe, wenn sie gebraucht wird. Nicht wenn es uns gefällt, sie anzubieten“, sagt der evangelische Theologe Dietrich Bonhoeffer. Was aber gebraucht wird, das wissen die Menschen, die etwas brauchen. Das Matthäusevangelium erzählt dazu eine eindrückliche Geschichte: Der blinde Bettler Bartimäus hört, dass Jesus in der Stadt ist, fängt an zu schreien: „Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ und eilt zu Jesus. Und Jesus fragt ihn: „Was willst du, dass ich für dich tun soll?“

Diese Haltung Jesu lebt die Diakonie heute, wenn sie in ihrer Arbeit mit und für Menschen mit Behinderung Selbstbestimmung und Inklusion – zwei Kernwerte auch in der UN-Behindertenrechtskonvention – großschreibt. Wie das geht, was in Österreich erreicht wurde, und wo es noch Weiterentwicklungsbedarf und Luft nach oben gibt, davon handelt dieses Heft.

Pfarrerin Dr.ⁱⁿ Maria Katharina Moser

Seit 1. September 2018 ist **Pfarrerin Dr.ⁱⁿ Maria**

Katharina Moser Direktorin der Diakonie Österreich.

Vielen in der Diakonie ist sie als Autorin der Argumentarien des Instituts für öffentliche Theologie und Ethik der Diakonie bekannt.

Sie hat Theologie mit Schwerpunkt Sozialethik in Wien und interkulturelle Frauenforschung in Manila studiert und Arbeitserfahrung in Jugendarbeit, Erwachsenenbildung, als Redakteurin in der ORF-Religionsabteilung sowie als Gemeindepfarrerin von Wien-Simmering gesammelt.

„Die Diakonie schreibt in ihrer Arbeit mit Menschen mit Behinderung Selbstbestimmung und Inklusion groß.“

**AN DIESEM HEFT
MITGEARBEITET HABEN**



Karin Brandstötter, Hannelore Kleiss, Sonja Kölich, Uwe Mauch, Katharina Meichenitsch, Michael Mellitzer, Roberta Rastl, Daniela Scharer, Sara Scheiflinger, Martin Schenk

Inhalt

4

„Das ist mir wichtig!“

Menschen aus Einrichtungen der Diakonie erzählen, warum und wobei Selbstbestimmung für sie essenziell ist.

6

„Nicht integrierbar“ gibt es nicht

Inklusion ist eine Frage der Haltung und sie ist noch immer nicht erreicht.

9

Wissen

Fachbegriffe zum Thema Behinderung.

10

„Wir wollen gehört werden“

Vier InteressenvertreterInnen über ihre Anliegen, Selbstbestimmung und Politik.

13

Projekte

Literaturpreis Ohrenschmaus; Atelier de La Tour; inklusives Theater, das ansteckt.

14

„Sprache ist in Bezug auf Chancengerechtigkeit alles“

Word-Rap mit Claudia Reiterer.

15

Ich schreibe ...

Texte und Bilder von behinderten KünstlerInnen in Buchform.

16

„Menschen mit Behinderung können nicht für sich selbst entscheiden.“

Stimmt's? Mythen, Märchen und Pauschalansichten.

17

Selbstbestimmung und Inklusion – eine Ernüchterung

Fachkommentar von Michael Mellitzer.

18

Die Welt in Zahlen

19

Buchtipps | Best of Europe

20

„Bin weder Monk noch Rain Man“

Ein Gymnasium der Diakonie in Wien zeigt, wie es ohne Vorurteile geht.

21

Kurz gemeldet

22

„Händeschütteln ist immer ekelig“

Denise Linke über ihr Leben als Autistin.

Spendenkonto Diakonie:

IBAN AT492011128711966399

BIC GIBAAATWWXXX



IMPRESSUM: Medieninhaber, Herausgeber und Redaktion: Diakonie Österreich, ZVR-Zahl: 023242603. **Redaktion:** Dr.ⁱⁿ Roberta Rastl-Kircher (Leitung), Mag.^a Katharina Meichenitsch, Mag.^a Sara Scheiflinger, Mag. Martin Schenk. Alle: 1090 Wien, Albert Schweitzer Haus, Schwarzschanerstraße 13. Tel.: (0)1 409 80 01, Fax: (0)1 409 80 01-20, E-Mail: diakonie@diakonie.at, Internet: www.diakonie.at. **Verlagsort:** Wien. **Geschäftsführung Diakonie Österreich:** Pfr.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Maria Katharina Moser. Mag. Martin Schenk. **Grafik-Design:** Info-Media Verlag für Informationsmedien GmbH/Evelyn Felber-Weninger, Volksgartenstraße 5, 1010 Wien. **Druckerei:** Druckerei Paul Gerin GmbH & Co KG, Gerinstraße 1–3, 2120 Wolkersdorf.

Fotos: Cover: iStockphoto.com/kali9; S. 2: Diakonie/Rainsborough; S. 3: Diakonie Zentrum Spattstraße, Diakonie, Gerhard Maurer; S. 4: Diakonie Zentrum Spattstraße; S. 5: Diakonie Zentrum Spattstraße, Gerhard Maurer, Diakoniewerk (2); S. 6: Nadja Meister, LIFEtool/Klaus Reindl; S. 7: Diakoniewerk; S. 8: iStockphoto.com/FatCamera, LIFEtool/Klaus Reindl; S. 9: Diakoniewerk/Andrea Maier, Roland Setik; S. 10–12: Diakonie; S. 13: Mirza Muslic, Reinhard Altmann, Diakonie de La Tour; S. 14: Thomas Ramstorfer, SPÖ/Zach Kiesling; S. 15: Verlag der Provinz, Dieter Fercher (2); S. 16: Bofinger; S. 17: Gerhard Maurer; S. 18: Nadja Meister, iStockphoto.com (3); S. 19: iStockphoto.com/LaraBelova; S. 20: Kurier/Gerhard Deutsch; S. 21: Fotolia.com, Hannelore Kleiß, Shutterstock; S. 23: Andi Weiland, Berlin Verlag.

Die Diakonische Information bringt Sachinformationen und Nachrichten zur Diakonie der Evangelischen Kirchen. Die gendersensible Schreibweise ist uns ein wichtiges Anliegen. Der Bezug ist kostenlos. DVR: 041 8056 (201). Gedruckt nach der Richtlinie „Schadstoffarme Druckerzeugnisse des Österreichischen Umweltzeichens“.

Umweltzeichen (UWZ 756)



„Das ist **mir** wichtig!“

Menschen aus verschiedenen Einrichtungen der Diakonie erzählen, warum und wobei Selbstbestimmung für sie essenziell ist.

NATAŠA



„Ich habe mir den Mum&Baby-Treff selbst ausgesucht. Der Austausch mit den anderen Müttern ist mir besonders

wichtig und auch der Kontakt mit anderen Kindern. Die Gruppe hat mein Leben verändert. Meine Bindung zu meiner Tochter Anna ist stärker geworden und ich habe mehr Verständnis für Annas Bedürfnisse. In der Gruppe habe ich gelernt, dass viele Mütter ähnliche Schwierigkeiten haben, und auch, wie man mit Anna umgehen kann. Anna ist noch klein. Sie darf nicht alles bestimmen, auch wenn sie das manchmal probiert. Ich möchte, dass ich Anna positiv leiten kann. Ich freue mich auf jedes Gruppentreffen und lerne viel von den anderen Müttern. Alle Beraterinnen nehmen sich Zeit für mich und meine Probleme. Seither bin ich entspannter und ruhiger mit meinem Kind.“

Nataša ist 28 Jahre alt und kam mit ihrer Familie 1991 im Alter von zwei Jahren nach Österreich. Nataša hat sich den „Mum&Baby-Treff“ eigenständig gesucht, weil sie sich im Familienalltag mit ihrer zweijährigen Tochter überfordert gefühlt hat. Seit über einem Jahr besucht Nataša gemeinsam mit ihrer Tochter diese Gruppe im Diakonie Zentrum Spattstraße.

CHRISTOPH EDER

„Die Motive für meine Arbeit kommen in meinen Kopf. Zuerst denke ich ganz viel nach und ich muss mir dabei viel Zeit lassen und Geduld haben. Und erst dann weiß ich, welche Motive es werden, und ich male die auf ein Blatt Papier. Ich bestimme selber, wie ich arbeite. Ich arbeite entweder schwarz-weiß mit Tusche und Pinsel oder mit Ölkreiden und der Staffelei. Ich mache alles selber. Ich setze mich zum Tisch, richte mir alles her und schon fallen mir die Motive ein.“

Christoph Eder ist 39 Jahre alt und lebt im teilbetreuten Wohnen „Waldhaus“ der Diakonie de La Tour in Treffen in Kärnten. Er ist seit 1998 im Atelier de La Tour künstlerisch tätig. Er ist ein kreativer, sportlicher, aufgeschlossener und vielseitig interessierter Mann.



EVA-MARIA SCHNEIDER



„In meinen beiden Arbeitsfeldern (Frühförderung und Netzwerkkoordination der Frühen Hilfen) ist selbstbestimmtes Arbeiten Voraussetzung. Es birgt viele Freiheiten, erfordert aber auch ein hohes Maß an Selbstdisziplin und Flexibilität. Nur so kann ich Struktur im Arbeitsalltag erlangen und den Bedürfnissen der Klientinnen und Klienten sowie der begleiteten Familien gerecht werden. So finde ich auch eine ausgewogene Work-Life-Balance. Für mich persönlich ist es eine sehr angenehme Art zu arbeiten, da ich relativ frei sowohl über meine Arbeitszeit als auch meine Freizeit bestimmen kann. Zeit ist für mich eines der höchsten Güter – und darüber bestimme ich sehr gerne selbst!“

Eva-Maria Schneider arbeitet seit 12 Jahren im Diakoniewerk Zentrum Spattstraße in zwei Bereichen: als mobile Frühförderin und Familienbegleiterin. Seit 2016 ist sie auch als Netzwerkkoordinatorin der Frühen Hilfen Wels tätig.

WALTRAUD KRAMER



„Mir ist es wichtig, arbeiten zu gehen. Ich arbeite im Bistro & Café Kowalski in Gallneukirchen in der Küche und im Service – der Kontakt mit den Leuten gefällt mir sehr gut. Von meinen Kolleginnen und Kollegen werde ich Palatschinken-Königin genannt, weil ich so gut im Palatschinken-Machen bin. Ich lebe mit zwei Männern in einer Wohngemeinschaft. Für unsere Wohngemeinschaft schreibe ich die Einkaufsliste, die Männer kümmern sich auch gut um mich. Außerdem kann ich arbeiten gehen. Die wichtigen Lebensbereiche bestimme ich selbstständig. Das ist mir wichtig.“

Waltraud Kramer ist 56 Jahre alt und arbeitet im Bistro & Café Kowalski des Diakoniewerks. Sie hat bereits 1984, gleich nach der Schule, zu arbeiten begonnen.

Waltraud Kramer ist 56 Jahre alt und arbeitet im Bistro & Café Kowalski des Diakoniewerks. Sie hat bereits 1984, gleich nach der Schule, zu arbeiten begonnen.

JÜRGEN CEPLAK



„Meine Lieblingsthemen sind Tiere, Pflanzen und Fantasiefiguren. Ich überlege mir selber, welches Thema ich aussuche – zuerst denke ich darüber nach und dann mache ich es. Meine Lieblings-Arbeits-techniken sind Schwarz-Weiß mit einem Tuschestift und Linoleum-Schneiden, etwa zum Thema Reisen: Ich habe eine Rakete mit Tuschestift in Schwarz-Weiß gemalt und eine Dampflok als Linschnitt. Auch denke ich mir selbst ein Thema für ein Gedicht aus, und beim Theaterspielen überlege ich mir, wie ich mich in einem Theaterstück bewege.“

Jürgen Ceplak ist 49 Jahre alt und lebt im Wohnhaus der Diakonie de La Tour in Treffen in Kärnten. Herr Ceplak ist im Atelier de La Tour künstlerisch als Texter und Zeichner tätig. Er ist ein sehr aufgeschlossener, vielseitig interessierter Mann.

Jürgen Ceplak ist 49 Jahre alt und lebt im Wohnhaus der Diakonie de La Tour in Treffen in Kärnten. Herr Ceplak ist im Atelier de La Tour künstlerisch als Texter und Zeichner tätig. Er ist ein sehr aufgeschlossener, vielseitig interessierter Mann.

DOMINIK SUPPAN



„Ich bestimme gerne selbst darüber, wo ich mein Mittagessen einnehme, mit wem ich die Pause verbringe und ob beim Arbeiten Musik läuft oder nicht. Ich bestimme auch, wer mein Kommunikationsbuch sehen darf. Jeden Donnerstag treffen wir in der Tagesstätte am ‚Runden Tisch‘ gemeinsam wichtige Entscheidungen: Welche Projekte und Arbeitsgruppen gibt es nächste Woche? Ist in Graz etwas Interessantes zu sehen? Ich beschließe dann, woran ich teilnehme. Oft entscheide ich mich für Botendienste und Ausflüge in die Innenstadt. Eine Frage, die mich gerade beschäftigt: Ich überlege, ob ich am Sommerfest DJ sein will.“

Dominik Suppan (26) genießt das Leben in Graz. Mit seinen KollegInnen ist er gerne dort, wo etwas los ist, wie bei Straßenfestivals und Kunstaktionen in Graz. Herr Suppan wohnt mit seiner Mutter und zwei Katzen in Peggau und arbeitet seit acht Jahren in der Tagesstätte Moserhofgasse des Diakoniewerks Steiermark.

Dominik Suppan (26) genießt das Leben in Graz. Mit seinen KollegInnen ist er gerne dort, wo etwas los ist, wie bei Straßenfestivals und Kunstaktionen in Graz. Herr Suppan wohnt mit seiner Mutter und zwei Katzen in Peggau und arbeitet seit acht Jahren in der Tagesstätte Moserhofgasse des Diakoniewerks Steiermark.

„Nicht integrierbar“ gibt es nicht

**Inklusion ist eine Frage der Haltung
und sie ist noch immer nicht erreicht.**

VON SARA SCHEIFLINGER

„Warum leben wir noch nicht in einer inklusiven Gesellschaft und was hat das mit der Schule zu tun?“

In der Früh stehe ich ganz normal auf. Die Arbeit fängt um 8 Uhr an und dauert bis 16 Uhr. Ich mache den Haushalt wie Einkäufe, Bankerledigungen, kochen oder die Wohnung putzen großteils selber“, schildert Desi Mayr einen Tag aus ihrem Leben. Ein Tagesablauf, wie ihn viele kennen. Aber ihre Ergänzung zur Alltagsschilderung teilt die Mehrheit der Menschen nicht: „Wo es halt möglich ist, vom Rollstuhl aus.“

Menschen mit Behinderung – in welcher Form auch immer – sind in ihrem Leben oft mit Barrieren konfrontiert. Das fängt früh an, geht vom Kindergarten über die Schule bis ins Erwachsenenalter. Denn: Echte Inklusion ist noch nicht erreicht. Die Wurzel dieses Problems ist stark verzweigt und tief vergraben. Ein Wurzelstrang ist aber sicherlich im Kindes- und Jugendalter auszumachen. Diese Jahre sind prägend, für uns alle.

Inklusion und Bildung

Ein Kind, das mit einer Behinderung auf die Welt kommt, hat nicht die gleichen Chancen wie ein Kind, das ohne Behinderung geboren wird. Kinderbetreuung am Nachmittag für Kinder mit Behinderung gibt es nicht. In der Schule finden Kinder und Jugendliche mit Behinderung weiterhin eine Welt vor, in der ihre Behinderung das große Merkmal der Unterscheidung zu anderen Kindern darstellt. Laut Statistik Austria haben etwa 30.000 Kinder in Österreich sonderpädagogischen Förderbedarf (2016/2017). Von die-

sen werden knapp 11.000 in Sonderschulklassen unterrichtet, die anderen werden „integriert unterrichtet“ – der Großteil davon wiederum in Klassen der Neuen Mittelschule (10.554 Schülerinnen und Schüler).

Was Inklusion bedeutet – auch im Unterschied zu Integration –, hat die Diakonie 2012 in einem Positionspapier zum Thema Bildung festgehalten: „Inklusion meint das selbstverständliche Zusammenleben aller Menschen, unabhängig von Sprache, Religion, Geschlecht, Ethnie und Behinderung. Inklusion anerkennt die Vielfalt von Individuen und Gruppen als positiven Wert



und ermöglicht jedem Lernenden das volle Recht auf individuelle Entwicklung und Teilhabe.“ Während die Integration eine Anpassungsleistung von Menschen mit Behinderung verlangt, nimmt also die Inklusion das System



Kinder, die mit einer Behinderung auf die Welt kommen, haben noch immer nicht die gleichen Chancen im Leben wie Kinder ohne Behinderung

(nicht das Individuum) in die Pflicht und fordert darin Anpassungen, sodass sich das Bildungssystem selbst verändern muss.

Auf dem Weg zur Selbstbestimmung

Zehn Jahre liegt es zurück, dass Österreich die UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) unterzeichnet hat. Diese wahrt und fördert die Rechte von Menschen mit Behinderung und deckt alle Phasen und Bereiche des Lebens ab (siehe auch S. 9). Das Konzept der Inklusion wird durch die Konvention bestärkt. Der Kern und unbestrittene Meilenstein, den die UN-BRK gesetzt hat, ist die veränderte Sichtweise von Behinderung: weg vom mitleidigen Blick, hin zu Subjekten, die selbstbestimmt alle Menschenrechte barrierefrei – wo notwendig mit Unterstützung – leben können sollen.

„Selbstbestimmung heißt, so viel wie möglich selber bestimmen, selber erreichen und selber in die Hand nehmen, auch wenn es oft schwierig ist. Aber wenn man eigenständig leben will, muss man selbst was in die Hand nehmen“, so die deutlichen Worte von Hans-Jürgen Prammer, der von Geburt an mit einer Behinderung lebt. Er ist der Ansicht, dass sich durch die Konvention im Behindertenbereich viel verbessert hat (mehr dazu ab Seite 10).

Gesamtgesellschaftliche Verantwortung

Das mittlerweile gängige Verständnis, wonach Menschen mit Behinderungen nicht behindert sind, sondern behindert werden, ist nicht zuletzt

aufgrund der Konvention gewachsen. Das bedeutet, dass die Verantwortung für eine inklusive Gesellschaft nicht auf einzelne Menschen – mit oder ohne Behinderung – abgewälzt werden kann, sondern bei allen liegt. In diesem Ansatz geht es dann auch nicht so sehr um die Frage nach der Behinderung, sondern mehr um Bedürfnisse und Teilhabe(möglichkeiten).

Mut zur Umsetzung und Abschaffung

Zwei Personen, die sich die Umsetzung dieser Gedanken zu Herzen genommen haben, waren Norbert Syrow und Heinz Forcher. Syrow war in den 1980er-Jahren Sonderschuldirektor in Reutte, Tirol. Man könnte sagen, er hat sich damals in seiner Funktion „selbst abgeschafft“. Von den rund 2.500 schulpflichtigen Kindern in Reutte müssen im Durchschnitt rund 60 sonderpädagogisch gefördert werden. Aber seit über 20 Jahren gibt es dort keine Sonderschulen mehr.

Ab 1985 nahm Syrow keine neuen Kinder in seine Einrichtung auf und ließ den Schultyp auslaufen. In einer Reportage der Tageszeitung „Der Standard“ („Sonderschulfrei im Inklusionsbezirk“ von K. Mittelstaedt, November 2014) wird berichtet, dass heute alle Kinder – egal mit welchen Bedürfnissen – in die nächstgelegene Schule gehen und dort in flexiblen Strukturen, gegebenenfalls mit Assistenzlehrkräften, unter-



Inklusion bedeutet auch das selbstverständliche Zusammenleben und -arbeiten von Menschen mit und ohne Behinderung



Gute Pädagogik bedeutet, dass alle gemäß ihren Fähigkeiten an einem Thema arbeiten



**Laut Heinz Forcher
braucht es eine
pädagogische
Haltung, die
Verschieden-Sein
für gemeinsames
Lernen als not-
wendig erachtet.**

richtet werden. Norbert Syrow wird folgendermaßen zitiert: „Es gibt keine nicht integrierbaren Kinder, es gibt nur nicht kindgerechte Schulen. Jedes Kind lernt anders. Gute Pädagogik bedeutet, dass alle an einem Thema arbeiten, aber jeder nach seinen Möglichkeiten.“

Unverhandelbares Menschenrecht

Für Heinz Forcher, der damals gemeinsam mit Syrow aktiv war, ist Inklusion ein „nicht verhandelbares Menschenrecht, etwas Grundsätzliches“, wie er erzählt. Um diese Auffassung mit Leben erfüllen zu können, brauche es jedoch eine breite pädagogische Auseinandersetzung, die Aspekte des Teamteachings – flexible Unterrichtsstrukturen und Raum für individuelles Lernen – als grundlegend miteinbezieht.

Außerdem könne Bestehendes – mit kleinen Änderungen – nicht einfach immer weitergeführt werden, sonst bleibe die große Veränderung aus. Die beiden waren überzeugt: Es braucht einen Neuanfang. Einen Neuanfang, wie er in Reutte vor mehr als zwanzig Jahren gewagt wurde.

„Man muss einfach von der Haltung überzeugt sein, die es für Inklusion braucht“, so Forcher. Er selbst wurde durch seinen Sohn, der mit einer Behinderung zur Welt kam, motiviert. Das Kind habe ihm „die rote Karte gezeigt“ und den Vater zum Umdenken gebracht. Ein Umdenken, das sich Syrow, Forcher und ihre Mitstreiterinnen und Mitstreiter auf breiterer Ebene wünschen.

Integrationsklasse als Normalität

In der Diakonie gibt es einige beeindruckende Beispiele, wenn es um schulische Integration geht, etwa das Salzburger MORG (Montessori Oberstufen Realgymnasium) mit der ersten inklusiven Oberstufe oder die „Martin-Boos-Schule“ in Oberösterreich.

Paul Spinka, Student, Mitarbeiter der Diakonie Österreich und ehemaliger Schüler der Martin-Boos-Schule, erinnert sich: „Für mich hat es nie einen Unterschied gemacht, ob meine Klassenkameradin oder mein Klassenkamerad ein Kind mit oder ohne Behinderung ist. Es war normal, verschieden zu sein, und es haben sich auch richtige Freundschaften entwickelt, unabhängig von einer Behinderung.“ In der Martin-Boos-Schule werden Kinder mit und ohne Behinderung in Sonderschulklassen oder Integrationsklassen gemeinsam unterrichtet.

Hausübungen im herkömmlichen Sinne, eine Glocke oder Noten gab es keine, schildert Spinka. Er erzählt, dass seine Klasse drei Klassenlehrerinnen hatte, wodurch es möglich war, jedes Kind mit seinen individuellen Bedürfnissen in den Mittelpunkt zu stellen. Der Übergang ins Gymnasium sei ihm, anders als einige vielleicht vermuten würden, nicht schwergefallen. „Ich habe enorm von diesen vier Jahren profitiert und kann jedem Kind nur wünschen, schon im Volksschulalter eine solche Erfahrung zu machen. Die Angst vorm Anderssein wird so spielerisch und ganz nebenbei abgebaut.“

Hebel für mehr Chancen

Das zehnjährige Bestehen der UN-Behindertenrechtskonvention in Österreich könnte Anlass sein, erneut ins Gespräch zu kommen. Zu eruieren, wo Selbstbestimmung funktioniert, wo noch nicht und warum. Die Konvention kann ein starker Hebel sein, der für die Entfaltung seiner Wirkung schlussendlich aber auch eingesetzt werden muss.

Die Frage, ob Selbstbestimmung und Inklusion umgesetzt werden können, ist letztlich wohl mehr eine Frage der Haltung. Nicht (nur) von Ressourcen. ■



→ Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen (UN-BRK)

Das Übereinkommen der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen ist ein internationaler Vertrag, in dem sich die Unterzeichnerstaaten verpflichtet, die Menschenrechte von Menschen mit Behinderungen zu fördern, zu schützen und zu gewährleisten. In Österreich ist die UN-BRK seit 26. Oktober 2008 in Kraft. Sie muss bei der Gesetzgebung und der Vollziehung (Verwaltung und Rechtsprechung) berücksichtigt werden.

→ Themen der UN-BRK

Die Themen reichen von Selbstbestimmung über Finanzen, Gesundheit, Bildung, Arbeit, Freizeit, Sicherheit, Wohnen bis hin zu Familie.

→ Wie wird Behinderung in der UN-BRK definiert?

Zu den Menschen mit Behinderungen zählen Menschen, die langfristige körperliche, psychische, intellektuelle Beeinträchtigungen der Sinne haben, die sie in Wechselwirkung mit verschiedenen Barrieren an der vollen und wirksamen Teilhabe an der Gesellschaft, gleichberechtigt mit anderen, hindern können.

→ Wer wacht über die Einhaltung der UN-BRK?

Seit Dezember 2008 überwacht der (unabhängige) Monitoringausschuss im Bereich des Bundes die Einhaltung der Konvention. Die österreichischen Bundesländer haben für ihren Zuständigkeitsbereich ebenfalls Monitoringstellen eingerichtet.

→ Menschen mit Behinderung in der EU

In den 28 Mitgliedstaaten der Europäischen Union leben bis zu 80 Millionen Menschen mit Behinderungen bzw. mit einem lang andauernden Gesundheitsproblem. Als einer der ersten EU-Mitgliedstaaten hat Österreich 2008 die UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) ratifiziert. Zur Umsetzung der UN-BRK wurde 2012 ein eigener „Nationaler Aktionsplan Behinderung“ beschlossen.

→ Inklusion

Inklusion bedeutet, dass jeder Mensch in seiner Individualität von der Gesellschaft akzeptiert wird und die Möglichkeit hat, in vollem Umfang an ihr teilzuhaben oder teilzunehmen. (BMASGK)



„Wir wollen gehört werden!“

Ein Gespräch rund um Selbstbestimmung und Politik.

INTERVIEW: SARA SCHEIFLINGER

Bei meinem Besuch im hochsommerlichen Gallneukirchen in Oberösterreich durfte ich vier interessante Persönlichkeiten kennenlernen: **Desi Mayr, Hans-Jürgen Prammer, Melanie Wasner und Brigitte Willinger**. Alle sind in verschiedenen Einrichtungen als InteressenvertreterInnen aktiv. Über zwei Stunden lang diskutierten wir ihre großen und kleinen Anliegen. Seit zehn Jahren ist es in Oberösterreich gesetzlich vorgesehen, dass es in Tagesstruktur- und Wohneinrichtungen der Behindertenhilfe Personen gibt, die die Interessen gegenüber den Einrichtungen, wie der Diakonie, und der Landespolitik vertreten.



? Könnt ihr mir euren Alltag beschreiben? Zum Beispiel einen typischen Montag.

Hans-Jürgen Prammer: Derzeit mache ich ein Praktikum bei der Geschäftsführung des Diakoniewerks. Sonst arbeite ich in der EDV-Werkstätte. Das ist eine Werkstätte mit 12 Menschen mit Behinderung. Da machen wir verschiedene Aufträge wie Videos und Dias überspielen, also viel Digitalisierungsarbeit. Da bin ich von 8 bis 15.30 Uhr, und dann holt uns ein Bus ab und bringt uns zurück in unsere Wohnungen. Einmal pro Monat haben wir eine Besprechung mit allen BewohnerInnen*. Da kann jeder sagen, wie es ihm geht, was ihn stört oder welche Wünsche er oder sie hat.

Desi Mayr: In der Früh stehe ich ganz normal auf. Die Arbeit fängt um 8 Uhr an und dauert bis 16 Uhr. Ich mache den Haushalt wie Einkäufe, Bankerledigungen, kochen oder die Wohnung putzen großteils selber – soweit es halt möglich ist, vom Rollstuhl aus. Viermal in der Woche kommt Unterstützung, die mir beim Abstauben, Blumengießen, Balkonputzen hilft. Aber vieles mach ich alleine. Im Winter ist es schwieriger mit dem Schnee, weil es dann gleich viel schlechter zum Fahren geht [mit dem Rollstuhl, Anm.].

Brigitte Willinger: Also ich fange um 7.30 Uhr in der Früh im Café Kowalski an und arbeite bis 15.30 Uhr. Dann gehe ich heim und einkaufen, z. B. für den Frühstücksdienst. Ich wasche die Wäsche und mache eigentlich alles, was so im Haushalt anfällt. Am Wochenende haben wir seit Neuestem auch Dienste in den Wohngemeinschaften – dafür ist aber Donnerstag, Freitag und Montag frei.

Melanie Wasner: Seit ich alleine wohne, kommt es mir so vor, dass ich mehr unterwegs bin als davor. [Melanie wohnte bis vor Kurzem noch bei ihren Eltern, Anm.] Also alleine wohnen taugt mir. Meistens bin ich nach der Arbeit um 16 Uhr zu Hause. Dann putze ich, soweit es geht, gehe einkaufen, wenn es mich freut. Sonst eh auch (lacht), muss ich ja!

? In der Behindertenpolitik geht es sehr viel um Selbstbestimmung. Was heißt Selbstbestimmung?

Brigitte Willinger: Selbstbestimmung bedeutet, dass man schauen kann, wie viel man selber kann und wofür man Unterstützung braucht. Und dass man so viel wie möglich selber macht; und wenn es wirklich nicht geht, gibt es einen Assistenz-Mitarbeiter oder eine Assistenz-Mitarbeiterin, die einen unterstützen.

Hans-Jürgen Prammer: Selbstbestimmung heißt, so viel wie möglich selber bestimmen, selber erreichen und selber in die Hand nehmen, auch

wenn es manchmal schwierig ist. Aber wenn man eigenständig sein will, muss man selbst was in die Hand nehmen. Zum Beispiel zum eigenständigen Wohnen muss man auch sehr selbstbestimmt sein, und das ist für mich ein großes Ziel und eine große Erwartung, dass noch mehr an der Selbstbestimmung gearbeitet wird.

Desi Mayr: Ich lebe schon sehr selbstbestimmt. Trotzdem sind noch nicht alle Probleme gelöst. Ein Problem für mich als Rollstuhlfahrerin sind die Wege beziehungsweise die Transporte dorthin. Den öffentlichen Verkehr kann ich nicht nutzen und sonst sind die Möglichkeiten sehr eingeschränkt. Ab 20 Uhr abends gibt es keine Transportdienste im Diakoniewerk. Wenn du also ein Konzert besuchen willst, wie kommst du dann nach Hause?

Hans-Jürgen Prammer: Ja, und der Assistenzmitarbeiter, der mit dir in ein Konzert geht ...

Brigitte Willinger: ... den musst du auch zahlen!

Desi Mayr: Und die dürfen ja keine so langen Abenddienste machen. Also da ist man eigentlich eingeschränkt.

? In welchem Bereich gab es in den letzten Jahren positive Entwicklungen?

Desi Mayr: Die Wohnqualität hat sich auf jeden Fall verbessert. Es gibt mittlerweile Möglichkeiten, in kleineren Einheiten zu wohnen. Also Wohnungen, in denen man als WG zusammenlebt, oder auch Wohnungen, in denen man alleine wohnen kann – mit einer Assistenz, die kommt, wenn es nötig ist.

Hans-Jürgen Prammer: Und es wird auch im Sinne der Barrierefreiheit allgemein viel gemacht – in den Wohnungen des Diakoniewerks, im Ort und so weiter.

? Spielt die UN-Konvention für euch eine Rolle? Habt ihr das Gefühl, dass dadurch Dinge besser geworden sind?

Desi Mayr: Ja, es ist schon einiges besser geworden: die Qualität generell, die Begleitung von uns Menschen mit Behinderung. Da hat sich schon einiges getan. Vor allem im Wohnbereich.

Hans-Jürgen Prammer: Doch, die Konvention spielt eine positive Rolle. Ich glaube, dass sich dadurch viel verbessert, im ganzen Behindertenbereich.



Auf einer Skala von 1 bis 10 trägt jede/r Interviewte den Wert ein, der seiner bzw. ihrer Meinung nach für die erreichte Selbstbestimmung steht.

Alle tragen relativ hohe Werte ein: „Es ist schon viel erreicht, aber man kann noch viel verbessern“, so Desi Mayr.

*Anmerkung der Redaktion: Die Antworten wurden im Text nachträglich gegendert.



„Es wäre interessant, ein paar ‚Normale‘ in unsere Haut zu stecken – eine oder zwei Wochen – und dann zu fragen, wie es ihnen dabei geht.“

Brigitte Willinger

► **? Jetzt gibt es die Interessenvertretungen schon zehn Jahre. Habt ihr das Gefühl, dass sich die Politik in der Zeit verändert hat?**

Desi Mayr: Ja, auf jeden Fall hat sich viel verändert und leider eher verschlechtert als verbessert. Vor zehn Jahren wurden wir mehr gehört und es wurde nicht so massiv gekürzt.

Brigitte Willinger: Es wurde immer versprochen, dass nicht gekürzt wird, aber leider ist das Gegenteil der Fall. Es betrifft uns sehr, wenn das Land MitarbeiterInnen in den Einrichtungen einspart.

Desi Mayr: Ja, wir spüren das schon sehr, dass zum Beispiel Stellen nicht mehr nachbesetzt werden, wenn jemand aufhört. Es geht aktuell eher dahin, dass nur die Grundversorgung, also eine Basis, gegeben ist und alles darüber hinaus wieder wegfällt. Also auch viele Dinge, die wir in den letzten Jahren erkämpft haben. Die Bereiche Wohnen und Arbeiten sind besonders vom Personalabbau und von den Kürzungen betroffen.

Hans-Jürgen Prammer: Das ist besonders schade, weil dadurch einfach die Qualität verloren geht. Wenn es keine gute Betreuung mehr gibt, sind wir es, die das im Alltag spüren.

? Was sind eure drei wichtigsten Anliegen?

Hans-Jürgen Prammer: Dass man gehört wird. Dass man die Wünsche und Anliegen ernst nimmt und versucht sie umzusetzen. Die Interessenvertretung sollte einflussreicher werden.

Desi Mayr: Ja genau, dass wir gehört werden, das ist wichtig – es geht ja um unsere Lebensqualität, die wir auch im Alter beibehalten wollen. Wir wollen keine Angst haben, dass alles irgendwann schlechter wird. Und dass wir dann irgendwo wohnen müssen und keine Wahl haben, nur weil es keine Alternativen gibt. Also was später im Alter passiert, bereitet uns schon Sorgen. Vor allem Menschen wie mir, die alleine und nicht in Behinderten-Wohngemeinschaften wohnen. Kann das mit persönlicher Assistenz abgedeckt werden? Ich weiß es einfach nicht.

Brigitte Willinger: Es kann eben passieren, dass man ausziehen muss und wieder in eine andere Einrichtung kommt, wo man nicht hinpasst. Das wird sicher einmal ein Problem werden.

Hans-Jürgen Prammer: Wir haben ein paar Leute bei uns, die schon ein bisschen älter sind. Da ist die Frage, ob sie eine Pension kriegen oder ob sie immer weiter arbeiten gehen müssen.

Brigitte Willinger: Na ja, Pension wird's für uns wahrscheinlich keine geben – wir haben ja nicht eingezahlt [Anm.: in die Pensionskasse].

Desi Mayr: Wie wird die Tagesstruktur dann aus-

schauen, wenn man mal nicht mehr arbeiten kann oder will? Das wird sicher später einmal ein Problem werden. Das ist jedenfalls bei uns ein großes Thema, wie das mit Pensionen und Versicherung ist.

? Als InteressenvertreterInnen und Betroffene, fühlt ihr euch manchmal missverstanden?

Hans-Jürgen Prammer: Ja, auf jeden Fall.

Desi Mayr: Ja, meistens äußert es sich darin, dass wir nicht ernst genommen werden.

Hans-Jürgen Prammer: Das Ernstnehmen ist immer so eine Sache.

Brigitte Willinger: Ich würde mir wünschen, so angenommen zu werden, wie ich bin.

Melanie Wasner: Ja, dass man einfach so sein kann, wie man ist. Ob man im Rollstuhl sitzt, eine andere Behinderung hat oder gesund ist, sollte egal sein.

Brigitte Willinger: Manche haben mich verspottet und nachgeäfft – das tut sehr weh.

Hans-Jürgen Prammer: Ich bin so, wie ich bin, ich sag, was und wie ich es mir denke. Verstellen bringt gar nichts.

Melanie Wasner: Ich hatte bei meiner letzten Arbeitsstelle das Gefühl, dass nichts, was ich machte, passte und dass nichts reichte. Jetzt an der neuen Stelle nehmen sie mich so, wie ich bin. Ich brauche mich da nicht zu verstellen.

Brigitte Willinger: Aber so selbstverständlich ist das leider nicht.

? Was würde helfen, damit es selbstverständlicher wird, dass euch alle so nehmen, wie ihr seid?

Brigitte Willinger: Es wäre interessant, ein paar „Normale“ in unsere Haut zu stecken – eine oder zwei Wochen – und dann zu fragen, wie es ihnen dabei geht.

Desi Mayr: Zu mir wird oft gesagt: „Ach, du sitzt ja eh nur im Rollstuhl.“ Da denk ich mir dann: Versetz dich rein in mich und lass dich doch einmal einen Tag lang herumschieben von jemandem anderen.

? In dieser letzten Runde habt ihr alle einen Wunsch frei. Welcher wäre das?

Brigitte Willinger: Dass alle Menschen gesund sind!

Hans-Jürgen Prammer: Ich würde gern ohne Rollstuhl leben und alles tun können.

Melanie Wasner: Dass wir alle friedlich und ohne Krieg miteinander leben und jeder jeden akzeptiert – egal ob mit oder ohne Behinderung – und dass alle gleiche Rechte haben.

Desi Mayr: Dass man von der Gesellschaft gehört und ernst genommen wird. ■

Ein Ohrenschmaus, kein Mitleidsbonus

Ein Literaturpreis zeichnet Texte von Menschen mit Lernbehinderung aus.

Der Literaturpreis „Ohrenschmaus“ prämiert und veröffentlicht Literatur, die von Menschen mit Lernbehinderung und Schreibtalent geschrieben wurde. Die ausgezeichneten Ohrenschmaus-Texte überzeugen durch Qualität, Witz, Ehrlichkeit und mitunter durch einen schrägen Blick auf die Welt. Schräg dürfen auch Ohrenschmaus-Lesungen sein. Denn das Ziel ist: auffallen und gehört werden.

So gab es beispielsweise im Sommer 2018 eine Lesung beim Würstelstand Leo in Wien unter dem Motto „Wir sind keine armen Würstell!“ Eine Tänzerin am Würstelstand-



Tänzerin am Dach des Würstelstands Leo

Dach durfte dabei nicht fehlen. Autor Felix Mitterer ist bereits seit 11 Jahren Ohrenschmaus-Jurymitglied. Er betont, „Ohrenschmaus bedeutet: Kein Mitleidsbonus, keine Peinlichkeit – einfach Literatur.“

Um keine Ohrenschmaus-Veranstaltung mehr zu verpassen, schreiben Sie bitte ein E-Mail an literaturpreis@ohrenschmaus.net oder besuchen Sie die Website www.ohrenschmaus.net.

www.ohrenschmaus.net

Atelier de La Tour

Einblicke in eine oft verschlossene Welt.



Roland Groinigg mit seiner Maske im Atelier de La Tour

Die Arbeiten der Künstlerinnen und Künstler aus dem Atelier de La Tour eröffnen seit 38 Jahren Einblicke in eine oft verschlossene Welt und sorgen dafür, dass Menschen mit Behinderung nicht übersehen werden.

Die Werke der zehn KünstlerInnen entstehen weitgehend unabhängig von Strömungen innerhalb der zeitgenössischen Kunst und zeichnen sich durch Authentizität, Stil-sicherheit und Einfallsreichtum aus.

Im Jahre 2002 wurde in Klagenfurt die Galerie de La Tour eröffnet. Als Ausstellungsplattform von internationalem Format präsentiert sie Werke von KünstlerInnen mit und ohne Behinderung – ein Konzept, bei dem allein die Kunst im Vordergrund steht. Immer wieder realisiert die Diakonie de La Tour auch inklusive Projekte, in denen sich die KünstlerInnen verschiedenen Herausforderungen stellen. Es sind dies Buchillustrationen, die Zusammenarbeit mit dem Theater, dem Carinthischen Sommer und die Teilnahme an Themenausstellungen gemeinsam mit zeitgenössischen KünstlerInnen.

www.atelier-delatour.at



Theater Malaria

**Inklusives Theater,
das ansteckt.**

Das Theater Malaria – entstanden aus Eigeninitiative von künstlerisch tätigen Menschen mit Behinderung im Diakoniewerk – setzt sich aus einem elfköpfigen Ensemble, externen Gastschauspielerinnen und -schauspielern aus der freien Szene sowie einem künstlerischen Team aus der Tanz-, Theater- und Behindertenpädagogik zusammen. Das Ensemble, das es seit 25 Jahre gibt, lässt Kunst zu einem Erlebnis werden, das Energie weitergibt und im Sinne des Namens auch mit dem Theaterfieber „ansteckt“. Es hat sich zum Ziel gesetzt, alle zwei Jahre ein Stück auf die Bühne zu bringen.

In den letzten Wochen und Monaten begeisterten die Künstlerinnen und Künstler rund 1.300 BesucherInnen in 15 Vorstellungen mit einer besonderen Inszenierung unter dem Titel „Spann den Schirm auf, der Konsumwolf frisst den Lebenslauf“. Ein Stationentheater im Haus Bethanien in Gallneukirchen, das die Themen Geborgenheit und materielle Verführung verknüpft, zum Nachdenken anregt und vor allem berührt.

Die Proben für das neue Stück haben bereits begonnen. Um keine Inszenierung zu verpassen, können Sie sich auf der Website über neue Termine informieren.

www.diakoniewerk.at



MIT CLAUDIA REITERER,
FERNSEHMODERATORIN,
JOURNALISTIN UND
BUCHAUTORIN



„Sprache ist in Bezug auf Chancengerechtigkeit **alles**“



CLAUDIA REITERER ist 1968 in Wien geboren und bei Pflegeeltern in der Oststeiermark aufgewachsen.

Sie ist ausgebildete Diplomkrankenschwester, hat Pädagogik, Psychologie und Sozialmedizin studiert sowie die Journalistenausbildung an der Universität in Graz gemacht.

Beim ORF war sie im Landesstudio Steiermark, hat u. a. die Informationssendungen „Zeit im Bild“ und „Report“ moderiert.

Seit 2017 leitet sie die Sonntagabend-Diskussionssendung „Im Zentrum“.

Sie hat zwei Bücher geschrieben und lebt mit Mann und Sohn in Wien.

SELBSTBESTIMMT

Alles machen zu können, was ich möchte.

BARRIEREN

Es gibt noch immer viel zu viele, als dass alle alles sehen und genießen können, was sie möchten.

CHANCEN

... für Menschen mit Behinderung sind sicher größer geworden, aber es ist noch viel zu tun. Vor 30 Jahren hab ich mir gedacht, in 20 Jahren haben wir es geschafft, aber wir sind leider heute erst bei der Hälfte.

INKLUSION

Inklusion bedeutet, gemeinsam in die Schule zu gehen, und damit meine ich auch jene, die einen Rollstuhl benutzen anstatt ihrer Beine.

SPRACHE

Die Sprache, die Worte und Ausdrücke, die Menschen benutzen, sagen so viel über ihr Denken aus. Sprache ist in Bezug auf Chancengleichheit und Chancengerechtigkeit alles.

NERVENSTÄRKE

Brauche ich jeden Sonntag vor der Sendung „Im Zentrum“. Da geht es mir wie der Spitzensportlerin vor der Abfahrt.

SÜCHTIG NACH

Guten Serien, Schokolade, Käse, Garten, Zeit mit meiner Familie.

VISION

Ich nenne meine Visionen Träume, und die hatte ich schon immer. Sie treiben mich an, auch wenn sie unerreichbar sind. Ich finde Träume sehr wichtig.

LUXUS

Ich habe eine 6-Tage-Arbeitswoche und empfinde deshalb freie Zeit als großen Luxus.

ENTBEHRLICH

Der tägliche Kampf – jeder gegen jeden – im Straßenverkehr.

ERSTREBENSWERT

Eine Balance zwischen der Zufriedenheit im Leben und der Bereitschaft, sich beruflich und privat zu verändern. Der Motor der Veränderung darf nicht zum Erliegen kommen.

Es war die Eule in mir

Seit einigen Jahren sind im Diakoniewerk in Gallneukirchen Menschen mit Behinderung künstlerisch tätig. Iris Hanousek-Mader begleitet sie und hat sich vor einiger Zeit entschlossen, Texte und Bilder der Künstlerinnen und Künstler in Buchform herauszugeben. Hier zwei Auszüge aus dem Buch „Es war die Eule in mir“ (erschieden im Verlag der Provinz, ISBN 978-3-99028-419-3).

Stefan Mann: **„Zwei Hände an der Tür“**

Mit Walking-Stöcken gehe ich über Stock und Steine.
Wandern tu ich, auch im Schnee.
Ich gehe voraus.
Trage die Menschen, die schwach sind.
Wieso habe ich denn Hände gekriegt?
Zitternden Händen helfen, wenn sie alt sind.
Wenn es mir einmal schlecht geht, brauche ich
Betreuung, wenn du da bist, geht es mir gut.

Stefan Mann sagt über sein Schreiben:
„Ich schreibe durch meinen Glauben und aus meinem Gefühl heraus. Ich mache mir viele Gedanken und möchte diese niederschreiben. Außerdem schreibe ich, weil ich mit der Welt verbunden sein möchte und weil ich ich bin.“



Ruth Oberhuber: **„Ich bin eine Dichterin“**

Ich bin eine Dichterin und schreibe vieles nieder.
Nicht ich schreibe, es ist die Eule in mir.
Sie singt mir vor, was ich schreiben muss,
und die Eule singt es schöner.
Wenn ich lache, lachen alle mit.
Wenn ich still bin, ist es so, als wäre da nichts.
Das Herz verbindet sich mit dem Herzen.
Jeder schreibt. Das tut gut.
Schau nicht in die Augen, sondern zum Himmel.
Da erfasst du das Glück.

Heiraten ist Ehe

Jürgen Ceplak, geboren 1968 im Lavanttal, ist Wortkünstler und Dichter und arbeitet in der Diakonie de La Tour. Er hat einen Heiratsratgeber verfasst. Das von Dieter Fercher, Künstlerkollege im Atelier de la Tour, illustrierte Büchlein heißt: „Heiraten ist Ehe“.

Hier lesen Sie einige Auszüge:

Adam und Eva haben die Liebe erfunden! Erst muss man zum Beamten des Standes – zum Standesamt. Männer können sich den Namen aussuchen, Männer müssen einverstanden sein, oder Frauen müssen einverstanden sein, und das befragt man beim Standesamt. Dann sucht man den Termin aus, Ende Juli zum Beispiel, dann heiratet man in der Kirche. [...] Wenn die Frau nein sagt, dann ist es Pech, dann bleiben sie fremd. Beide müssen „ja“ sagen. Und dann wandern die Ringe. [...]



Und dann kommt die Hochzeitsreise. Man sucht sich ein Land, Tunesien oder so. Das sollen die beiden selbst aussuchen. Drei Wochen oder länger sollen sie bleiben und dann kommen sie ganz normal wieder zurück. [...]

Heiraten ist besser wie alleine sein. Und dann ist die Liebe und man ist glücklich und streitet ein bisschen. Das ist halt so in der Ehe. [...] Wenn man verheiratet ist, hat man ein Doppelbett, aber zuerst muss man ein Haus bauen. Dann einziehen, dann das Doppelbett. [...] Beim Putzen muss er helfen. Einkaufen soll er, und manchmal sie. Er muss Hausmann spielen, es ist modern, moderner wie früher.

Restexemplare bestellbar unter service@diakonie.at.





Der schmale Grat zwischen Hilfe und Bevormundung

Menschen mit Behinderung können nicht für sich selbst entscheiden.

Warte, ich mach das schnell für dich!“ Was als guter Ratschlag beginnt, kann schnell in Bevormundung übergehen. Etwas zum Essen auf der Speisekarte aussuchen, die Kleidung aus dem Schrank nehmen, eine Wohnung aussuchen oder Geld bei der Bank beheben – Tätigkeiten des Alltags werden zur Herausforderung, wenn bevormundend eingegriffen wird.

Wir alle brauchen im Alltag Hilfsmittel, um uns in unserer Umgebung zurechtzufinden: ob die Brille zum Lesen, die Wegweiser am Flughafen, die Beratung beim Kauf einer Waschmaschine oder Google Maps. Wir alle sind auf Unterstützung angewiesen, der eine mehr, die andere weniger. Fallen diese Entscheidungshilfen weg, so fühlen wir uns nicht ausreichend informiert, haben Orientierungsprobleme und treffen vielleicht Entscheidungen, mit denen wir nicht zufrieden sind. Im schlimmsten Fall aber trifft jemand die Entscheidung für uns, und wir werden bevormundet.

Auch Menschen mit Behinderungen sind auf Hilfsmittel angewiesen. Sei es ein technisches Hilfsmittel wie der Rollstuhl, die hochentwickelte Augensteuerung für den PC als Kommunikationshilfe (wenn jemand seine Hände nicht benutzen kann) oder die Beratung und Unterstützung, z. B. bei Bankgeschäften oder Arztbesuchen. Bekommt jemand diese Hilfe nicht, kann er oder sie oft keine guten Entscheidungen treffen.

Für sich selbst entscheiden

Mitte dieses Jahres trat ein neues Gesetz in Kraft. Aus den früheren SachwalterInnen werden nun „ErwachsenenvertreterInnen“. Ziel ist es, die Selbstbestimmung

von Menschen mit Behinderung zu vergrößern. In den Erläuterungen zum neuen Gesetz steht nicht zu Unrecht, dass dies ein grundlegendes Umdenken erfordert. Der Mensch müsse in den Mittelpunkt gerückt werden, seine Bedürfnisse seien zu erfüllen. Hat man früher in bürokratischen Kategorien gedacht (jemand war oder war eben nicht besachwaltet), so wird durch die Gesetzesreform eine Änderung des Blickwinkels begünstigt – nämlich hin zur Entscheidungsfähigkeit der Personen.

Entscheidungsfähigkeit stärken

In einem mehr als zwei Jahre dauernden Prozess wurde das neue Vertretungsrecht für und mit Menschen mit Behinderungen erarbeitet. Dann wurde es – mit Blick auf das Budget – erneut infrage gestellt und auf Druck der Behindertenverbände letztlich doch zeitgerecht umgesetzt.

Das neue Gesetz stellt klar: Menschen können für sich selbst entscheiden. Sollten einzelne Bereiche, wie z. B. finanzielle Entscheidungen, nicht in der Entscheidungsfähigkeit der Person liegen, so sollen genau

für diesen Bereich – und nur für diesen – Hilfe und Unterstützung bereitgestellt werden.

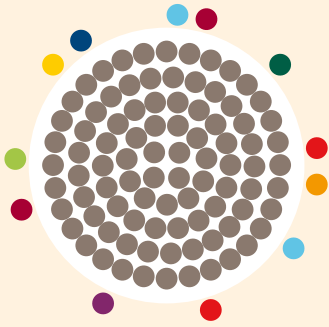
Im Jahr 2015 wurden in Österreich etwa 60.000 Menschen besachwaltet. Inwieweit sich diese Zahl durch das neue Gesetz ändern wird, wird sich weisen. Das zentrale Moment ist das sogenannte „Clearing“, bei dem in einem ersten Schritt abgeklärt werden soll, welche Unterstützung eine bestimmte Person genau braucht.

Noch viel wichtiger ist, wie unser gesellschaftliches Bild von Entscheidungsfähigkeit gezeichnet wird. Nehmen wir älteren Menschen, Kindern oder Erwachsenen mit Behinderungen Entscheidungen ab, obwohl sie selbst wählen könnten? Bevormunden wir sie, oder stellen wir Hilfe zur Verfügung? Jede und jeder kann für sich selbst entscheiden und bestimmen, wenn die Rahmenbedingungen passen. ■

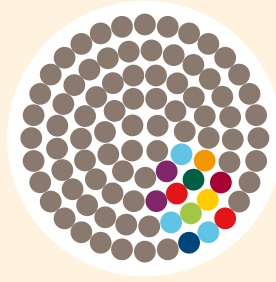
die
Perspektive
wechseln



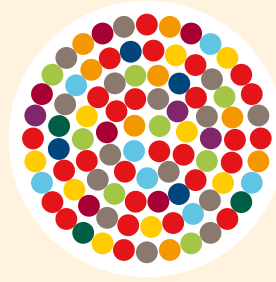
© Bofinger



Exklusion



Integration



Inklusion

Selbstbestimmung und Inklusion – eine Ernüchterung

Selbstbestimmung und Inklusion. Das eine ist ein Begriff, bei dem viele ProfessionistInnen ob seiner inflationären Verwendung die Augen verdrehen. Das andere ein Etikett, das auf viele Angebote geklebt wird, in denen sich maximal Integration befindet. Es ist ein zynischer Zugang zur Wirklichkeit, den wir als Diakonie da haben. Es scheint uns nämlich egal zu sein, ob wir das Ding Integration oder Inklusion nennen.

Wir sagen, wir sind für Inklusion, wie wir früher gesagt haben, wir sind für Integration! Es war schon keine leichte Übung, diese anderen, fremden, merkwürdigen, aufdringlichen, distanzlosen und in ihrem Anderssein auch lustigen, berührenden und herzerfrischenden Menschen in die Gesellschaft zu integrieren. Es war die Aufgabe der PädagogInnen, diese Menschen so hinzubiegen (zu fördern!), dass sie in das enge und starre Korsett der Gesellschaft passen. Mehr oder weniger. Da oder dort steht ja immer etwas darüber hinaus, was stört und zwick.

Jetzt, meine Damen und Herren, sollte sich die Gesellschaft verändern! Inklusion ist eine völlig neue Denke, die nicht weniger will als die Veränderung von Gesetzen und der gesellschaftlichen Ordnung. Die Gesellschaft sollte sich so verändern, dass sie für diese Menschen jene Rahmenbedingungen bereithält, unter denen sie – so wie sie sind – ein selbstverständlicher Teil der Gesellschaft sein können! Das klingt nach Revolution, und das ist es auch.

Aber so radikal muss Inklusion ja nicht gedacht werden, oder? Nein, muss sie nicht. Wer denkt Inklusion schon so radikal? Wir nicht. Andere auch nicht. Und genau das ist das Problem, weil Inklusion nicht nur „ein bisschen“ gemacht werden kann.

Es gibt nur entweder – oder. Ein bisschen Inklusion gibt es nicht. Und jetzt kommt's: Da sich die Gesellschaft bisher nicht verändert hat, flüchten soziale Dienstleistungsorganisationen in die Inszenierung. Wir finden uns in einer paradoxen Situation wieder. Inklusion kann nicht abgelehnt werden, sie lässt sich aber auch nicht umsetzen. Die gesetzlichen Rahmenbedingungen dazu fehlen. Also „spielen“ wir Inklusion. So wie wir schon Jahrzehnte die Normalisierung der Lebensverhältnisse spielen. Wir trennen die Lebenswelten „Arbeit“ und „Wohnen“ voneinander und tun so, als ob. Aber es ist nicht „Arbeit“, die wir den KlientInnen ermöglichen, sondern es ist „Beschäftigung“. Und es ist nicht „Urlaub“, denn wer nicht arbeitet, hat auch keinen Urlaubsanspruch. Und es ist kein „Gehalt“, sondern es ist „Taschengeld“.

Das ist ein zynischer Zugang zum Leben. Das ist eine Inszenierung von Wirklichkeit. Das erinnert an die „Truman Show“. Die Kuppel möge doch bitte zusammenstürzen! Der Glassturz, der Menschen mit Behinderungen vor den Widrigkeiten des Lebens schützen soll, soll sich gefälligst verziehen!

Ist „Inklusion“ eine gesellschaftspolitische Utopie oder einfach nur der romantische Entwurf einer gerechteren Gesellschaft? Oder warten wir gar auf ein neuerliches Pfingstereignis? Warten wir darauf, dass alle Menschen – unterschiedlichster Sprachen, Herkunft und Sozialisation – einander plötzlich verstehen? Sich verstehen! (Hier ist ein starker Glaube gefragt!)

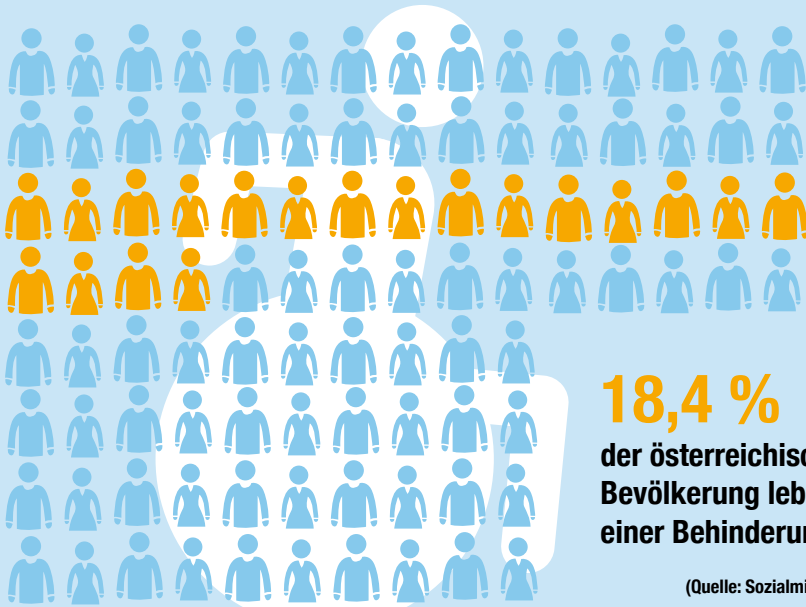
Das klingt vielleicht alles nicht sehr optimistisch. Klar ist aber: Einfach nur zu warten ist nicht unser Ding! ■



MICHAEL MELLITZER,
Diakonie de La Tour, ist
Fachbereichsleiter für
Menschen mit Behinderung.

www.diakonie.at/integration

Die Welt in Zahlen



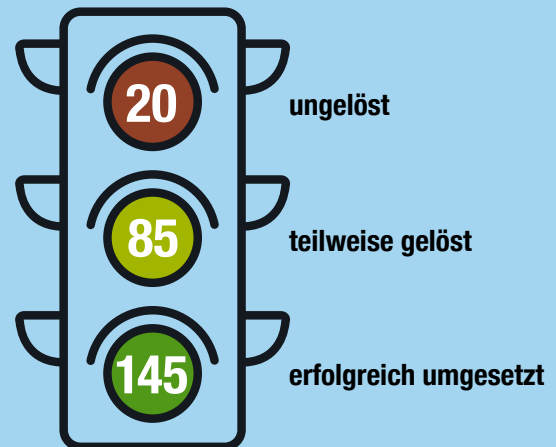
18,4 %
der österreichischen Bevölkerung leben mit einer Behinderung.

(Quelle: Sozialministerium)

Wir ziehen Bilanz

Österreich hat sich vorgenommen, bis zum Jahr 2020 250 Aufgaben des „Nationalen Aktionsplans Behinderung“ zu lösen. Die Zwischenbilanz des Sozialministeriums sieht so aus:

AUFGABEN



Der Zwischenbericht kann auf der Website des Sozialministeriums nachgelesen werden:

https://www.sozialministerium.at/site/Arbeit_Behinderung/Menschen_mit_Behinderung/#intertitle-57

Inklusive Schule

33.000

Schülerinnen und Schüler in Österreich haben sonderpädagogischen Förderbedarf.



1/3
von ihnen gehen noch immer in Sonderschulen.



Sachwalterschaften

Die Zahl der Sachwalterschaften hat sich in den letzten 12 Jahren verdoppelt. Das neue Erwachsenenschutzgesetz soll mehr Selbstbestimmung ermöglichen.

(Zur Sachwalterschaft siehe auch Seite 16)



Buchtipps



Die 50 besten Spiele zur Inklusion (Don Bosco MiniSpielothek)

Von Rosemarie Portmann

→ Diese Spiele helfen Kindern, sich der Buntheit ihrer Gruppe bewusst zu werden, Berührungspunkte abzubauen und eigene Stärken und Schwächen kennenzulernen. Und beim Spiel mit Perspektivenwechsel üben sie, sich in die Handicaps der anderen Kinder besser einzufühlen.



Inklusion in/durch Bildung? Religionspädagogische Zugänge.

Von Andrea Lehner-Hartmann, Thomas Krobath, Karin Peter, Martin Jäggle

→ Der Fokus des Buchs liegt auf der Bedeutung inklusiver Bildung und deren konkreten Herausforderungen. Auswirkungen auf Schule, Religionsunterricht und Religionsdidaktik werden untersucht und verweisen darauf, wie sehr Lehrende der Selbstreflexion und einer geänderten Aus-, Fort- und Weiterbildung bedürfen. Zudem vermittelt dieser Band Erfahrungen aus verschiedenen Praxisfeldern, beispielsweise aus dem Kontakt Studierender mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen.



Genug gejammert! Warum wir gerade jetzt ein starkes soziales Netz brauchen.

Von Martin Schenk und Martin Schriebl-Rümmele, mit Karikaturen von Gerhard Haderer.

→ Das Buch macht die Stimmen von Pflegebedürftigen, jungen Familien, Wohnungssuchenden, Bildungshungrigen und Armutsbetroffenen hörbar. Die positiven Wirkungen des Sozialstaats gehören gestärkt, die Fehlentwicklungen korrigiert. Die Autoren gehen dabei auch auf zentrale Emotionen der Debatte ein, wie Kränkung, Ohnmacht und Kontrollverlust. Das gut lesbare Buch setzt Killerphrasen handfeste Argumente entgegen.



Die Inklusionslüge. Behinderung im flexiblen Kapitalismus.

Von Uwe Becker

→ Uwe Becker analysiert die Ausgrenzungsdynamiken, die Menschen in den Bildungsinstitutionen, in Arbeitslosigkeit und Armut erleiden. Er fordert eine Korrektur der ökonomisch gesteuerten, erwerbsarbeitszentrierten Gesellschaftslogik ein, ohne dass die Inklusion zum Desaster für Menschen mit Behinderungen, deren Angehörige und PädagogInnen zu werden droht. Uwe Becker ist als Sozialethiker Professor an der Evangelischen Fachhochschule Bochum und Vorstandssprecher der Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe.

Best of Europe



Die Diakonie engagiert sich für eine Verbesserung der Mobilität

MOBILITÄT IM LÄNDLICHEN RAUM VERBESSERN „mamba“ – für mehr Beweglichkeit

Schon heute sind viele Gemeinden in ländlichen Regionen schwer mit dem öffentlichen Nahverkehr erreichbar. Buslinien wurden aus Kostengründen ausgedünnt, Bahnlinien stillgelegt und Straßen vernachlässigt. Darunter werden auf Dauer die wirtschaftliche Entwicklung, der Arbeitsmarkt sowie Dienstleistungen leiden, wie zum Beispiel die Gesundheitsversorgung, die Altenpflege und die Paketzustellung.

„mamba“ will das ändern. Der Projektname „mamba“ steht für „Maximised mobility and accessibility of services in rural areas of the Baltic Sea Region“. Die Diakonie Schleswig-Holstein engagiert sich als Partner für eine Verbesserung der Mobilität bei Menschen im Alter. „mamba“ bringt alle relevanten Personen, Institutionen, Vereine, Verkehrsbeauftragte und BewohnerInnen zusammen. „mamba“ sucht nach Wegen, wie die Mobilität und damit die gesellschaftliche Teilhabe von Menschen in dünn besiedelten Gebieten gewährleistet werden können.

Zahlreiche Pilotprojekte

Dazu werden in neun Modellregionen im gesamten Ostseeraum Mobilitätszentren geschaffen. Gemeinsam mit den BewohnerInnen und unterschiedlichen AkteurInnen aus Wirtschaft, Transportunternehmen und Kommunen werden neue, flexible und kosteneffiziente Lösungen entwickelt. Zahlreiche Pilotaktionen zu Carsharing, Mitfahrdiensten und andere Ideen zur Beweglichkeit von Menschen, die nicht mehr so mobil sind, wurden gestartet. Besonders intensiv war die Einbindung der BewohnerInnen und der Zivilgesellschaft in die Erarbeitung von Maßnahmen.

www.mambaproject.eu



„Bin weder Monk noch Rain Man“

TEXT: UWE MAUCH

Wie im Evangelischen Gymnasium Wien-Donaustadt ein autistischer Schulsprecher Vorurteile widerlegt.

Der junge Mann weiß genau, was er will. Auf die Frage, welchen Beruf er einmal ergreifen wird, antwortet er dezi- diert: „Lehrer oder Politiker.“ Nachsatz zum Berufswunsch Politiker: „Wie man einen Wahlkampf führt, das habe ich bereits gelernt.“

Und wie! Florian hat bei der Wahl zum Schul- sprecher des Evangelischen Realgymnasiums in Wien-Donaustadt einen Erdrutschsieg errun- gen. Drei von vier Mitschülerinnen und Mitschü- lern haben für ihn gestimmt. Dass er einer von geschätzt 80.000 Menschen in Österreich ist, die mit einer Autismus-Diagnose leben, hat bei diesem Votum so gut wie keine Rolle gespielt. „Die Lehrerinnen und Lehrer in meiner Schule ha- ben mich sehr gefördert“, betont er.

Diagnose als Erlösung

Florian erzählt, dass er bereits im Kindergarten immer als Außenseiter galt und sich auch selbst immer am Rand der Gruppe sah. Schon der Schulstart in der Volksschule sei für ihn ein Pro- blem gewesen: „Ich wollte damals nicht einse- hen, warum im September etwas Neues starten soll. Ich war fest davon überzeugt, dass das nicht korrekt war. Weder der Kalender noch das Kirchenjahr beginnen im September.“

Seine Mutter, die sich viele Vorwürfe machte, suchte anerkannte Ärztinnen und Ärzte sowie Psychologinnen und Psychologen auf. Doch die Expertinnen und Experten waren sich alles an- dere als einig: Sie werteten Florians Verhaltens- auffälligkeit (in dieser Reihenfolge) als nicht vor- handene Schulreife, als Hyperaktivität und dann

als Wahrnehmungsstörung. Erst eine Psycholo- gin der Autistenhilfe stellte ein Asperger-Syn- drom fest. Dessen Merkmale sind Schwächen in der sozialen Interaktion sowie stereotypes Ver- halten mit eingeschränkten Interessen. „Das war eine Erlösung“, sagt Florian. „Endlich wusste ich, was mit mir los ist.“ Zuvor hatte er unter seiner Stigmatisierung sehr gelitten.

Kein Vorwurf an Fachleute

Dass seine Störung nicht früher erkannt wurde, will er den Fachleuten nicht zum Vorwurf ma- chen: „Das war gar nicht so einfach. Denn ich bin weder Monk noch Rain Man. Es ist eher so, dass ich von beiden Anteile in mir trage.“

Seine Lehrerinnen und Lehrer am Evangeli- schen Gymnasium Donaustadt der Diakonie in Wien haben ihn bei seiner Persönlichkeitsent- wicklung immer unterstützt, sagt er. „Von An- fang an haben sie mich mit meinen besonderen Bedürfnissen ernst genommen.“ Der kritische Geist spricht selbstbewusst von einem Geben und Nehmen: „An unserer Schule unterrichten viele jüngere, sehr aufgeschlossene Lehrerinnen und Lehrer. Und ich darf sagen, dass einige auch schon von mir etwas gelernt haben.“

Florian wünscht sich, dass das Beispiel seiner Schule „Schule macht“. Und dass man Autis- mus nicht mehr als Schimpfwort verwendet. Menschen, für die sich ein sanftes Klopfen be- reits wie ein Presslufthammer anfühlt oder für die ein Telefonat zur größten Herausforderung des Tages werden kann, „verdienen einfach mehr Respekt“.

Die Diakonie unterstützt und stärkt Menschen mit Autismus: unter anderem mit inklusiven Schul-, Frühförderungs- und Wohnprogrammen sowie eigenen Beratungsstellen.

Dieser Text (hier von der Redaktion gekürzt) erschien anlässlich des Welt-Autismus- Tages am 30. März 2018 in der Tageszeitung „Kurier“.

Was ist eigentlich gerecht?

Niemand würde sagen: Ich fordere mehr Ungerechtigkeit! Aber was mit dem Verweis auf Gerechtigkeit gefordert wird, ist umstritten. Beispiel Sozialstaat: Die einen treten für seinen Abbau ein, die anderen für seinen Ausbau, wieder andere für seinen Umbau – und alle berufen sich auf Gerechtigkeit.

Auch die Regierung spricht von „neuer Gerechtigkeit“. Es sei ungerecht, wenn die, die nichts oder wenig ins System eingezahlt haben, genauso viel herausbekommen wie die, die viel eingezahlt haben. Einerseits werden Sozialleistungen für Geflüchtete und Menschen mit österreichischem Pass gekürzt. Andererseits müssen Besserverdienende weniger Abgaben abführen. Ist das denn wirklich gerecht? ■



Lesen Sie mehr im Argumentarium Nr. 5:
www.diakonie.at/ethik

Schulbeginn für alle

SchulassistentInnen unterstützen SchülerInnen mit besonderen Bedürfnissen.



Das neue Schuljahr hat begonnen. Und es ist – wie jedes Jahr – auch ein neuer Start für die 540 Schulassistentinnen und Schulassistenten in Oberösterreich. Sie arbeiten an 327 Schulen und betreuen 1.100 Kinder und Jugendliche. Die Schülerinnen und Schüler mit besonderen Bedürfnissen können mit ihrer Hilfe jeweils die Schule in ihrer Wohngemeinde besuchen.

Die AssistentInnen helfen bei allem, was die SchülerInnen aufgrund ihrer Beeinträchtigung nicht ohne Hilfe ausführen können. Sie helfen etwa beim An- und Ausziehen, im Schwerstbehindertenbereich auch beim Essen, und sie unterstützen beim Erstellen von Mitschriften für körperlich beeinträchtigte SchülerInnen in der Oberstufe.

Für die Eltern ist dieses Angebot kostenlos. Finanziert wird es von der Direktion Bildung und Gesellschaft des Landes Oberösterreich. Die AssistentInnen haben ihren Stützpunkt im Diakonie Zentrum Spattstraße in Linz. Dort gibt es auch alle Infos zur Schulassistenz. ■

www.spattstrasse.at



„Etwas zurückgeben“

Patenfamilien für Kinder psychisch belasteter Eltern.

Eva U. stößt aufgrund einer psychischen Erkrankung oft an ihre Grenzen. In diesen Momenten tut sie sich schwer, auf alle Bedürfnisse ihrer fast fünfjährigen Tochter Emily einzugehen, so sehr sie das auch möchte. An Dienstagen kann Emilys Mutter neuerdings etwas zur Ruhe kommen. Zu verdanken ist das Lennards Eltern, die eine Patenschaft für Emily übernommen haben und regelmäßig mit ihr Zeit verbringen.

„Wir wollten etwas von unserem Glück zurückgeben“, erzählt die Mutter des sechsjährigen Lennard. Die Familie lebt am Stadtrand in einem Einfamilienhaus und hat sich sofort gemeldet, als „Miteinander leben“ in Graz Patenfamilien für Kinder von psychisch belasteten Eltern suchte. 25 solcher Patinnen und Paten gibt es jetzt, bis dato nur im Raum Graz. Nach einer 40-stündigen Schulung, die wichtig ist, um sicherzustellen, dass die Patinnen und Paten gut vorbereitet an ihre Aufgabe herangehen, können Interessierte eine solche Patenschaft übernehmen. ■

Mehr Informationen unter
www.miteinander-leben.at

„Händeschütteln ist immer eklig“

? Du bist Asperger-Autistin und entwickelst „N#mmer“, ein Magazin für Autisten und Personen mit ADHS. Warum?

Denise Linke: Magazine schaffen Normalität, sie sind Freunde. Menschen mit Autismus und ADHS haben Probleme, Freundschaften zu knüpfen und zu pflegen. Für uns ist es umso wichtiger, dass wir ein Magazin haben. Außerdem will ich Vorurteile abbauen. Etwa, dass wir superintelligent oder gewaltbereit seien.

? Was daran ist neu? Viele Autisten bloggen, um sich zu erklären.

Die Blogs werden hauptsächlich von Menschen gefunden, die sich ohnehin mit dem Thema befassen. Ich will mit meinem Magazin nicht nur Autisten, ADHSler und ihr Umfeld erreichen. Sondern auch „Astronauten“, die überhaupt nichts damit zu tun haben.

? Astronauten?

Damit sind die Menschen gemeint, die weder Autisten noch ADHSler sind und uns „auf unserem Planeten“ besuchen. Eine Anspielung auf dieses „Autisten leben in ihrer eigenen Welt“-Getue. So ein Satz steht in jedem Artikel zum Thema.

? Wie ist dein Blick auf die Welt?

Nach dem, was mir andere erzählen, nehme ich die Welt weniger gefiltert wahr: die Musik im Café, das Gespräch am Nebentisch, das Auto, das vor dem Fenster vorbeifährt, den Vogel, der

auf dem Baum sitzt – und zwar genauso intensiv wie das Gespräch, das ich gerade führe.

? Dann ist die Welt besonders laut für dich?

Extrem laut und extrem hell. Ich stelle mir immer vor, wenn es für alle so laut wäre wie für mich, dann gäbe es wahrscheinlich keine Cafés und keine Clubs. Meine Sinne vermischen sich: Wenn es sehr hell ist, ist es für mich gleichzeitig sehr laut. Auch wenn es leicht bewölkt ist, trage ich eine Sonnenbrille.

? Wie ist es, wenn du unter Leuten bist?

Ich muss mich extrem konzentrieren. Was andere einfach so können, musste ich lernen und immer noch bewusst tun, zum Beispiel meine Mimik kontrollieren. Ich muss mich auf mein eigenes Gesicht konzentrieren, darauf, wie der andere guckt, welcher Muskel im Gesicht sich

wie bewegt, um überhaupt etwas zu verstehen. Und dann soll ich ja auch noch zuhören ...

? Wie nimmst du Berührungen wahr?

Umarmen finde ich okay bei Menschen, die ich mag. Handgeben finde ich immer eklig. Hände sind oft schwitzig. Bei einer Umarmung merke ich das nicht, weil da Stoff dazwischen ist. Was auf meiner Haut ist, nehme ich sehr intensiv

Das Interview führte
Kathrin Hollmer.
Es erschien auf
www.jetzt.de.

**„Ich hatte nicht das Gefühl,
dass ich anders bin als
die anderen, aber die anderen
haben mir sehr deutlich
zu verstehen gegeben,
dass ich es bin.“**



wahr. Viele Stoffe kann ich nicht tragen. Aber das ist bei jedem anders.

? Du bekamst deine erste Asperger-Diagnose 2011 in Kalifornien, eine zweite im Jahr darauf in Berlin. Wie bist du darauf gekommen, dich testen zu lassen?

Ich war in den USA und wohnte mit ungefähr 40 Leuten in einem großen Haus. Als einmal vor dem Haus ein Krankenwagen mit Sirene vorbeifuhr, hielten mein Mitbewohner David und ich uns beide die Ohren zu. David fragte mich dann, wann ich meine Diagnose bekommen hätte. Ich hatte keine Ahnung, was er meint, bis er erzählt hat, dass er Asperger hat. Ich ließ mich testen.

? Wie ging es dir mit der Diagnose?

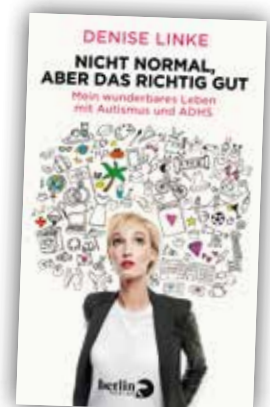
Direkt nach der ersten stellte ich mich vor den Spiegel und fragte mich: Sehe ich jetzt anders aus, sehe ich autistisch aus? Was natürlich totaler Quatsch ist. Ich hatte genau das gleiche klischeehafte Bild von Autismus und Asperger, das viele Leute haben.

? Dachtest du vor der Diagnose daran, dass du Autistin sein könntest?

Ich hatte nicht das Gefühl, dass ich anders bin als die anderen Menschen, aber die anderen haben mir sehr deutlich zu verstehen gegeben, dass ich es bin. An meiner alten Schule war es ganz schlimm, die anderen Kinder beschimpften und bespuckten mich. Ich musste die Schule wechseln.

? Was ist passiert?

Die Kinder in meiner Klasse sagten immer, ich sei komisch. Sie sagten, ich würde lügen. Erst Jahre später habe ich verstanden, warum. Ich sah den anderen im Gespräch nicht in die Augen, das wird als eindeutiges Zeichen für eine Lüge aufgefasst. Dabei bin ich eine ganz schlechte Lügnerin. Ich kann mich nur schlecht auf das Gespräch konzentrieren, wenn ich jemandem in die Augen sehe, weil da so viel passiert. Wenn mich jemand fragte, wie ich sein neues Hemd finde, und ich fand es total hässlich, sagte ich: „Hässlich!“ Es hat Jahre gedauert, bis ich verstanden habe, dass ich trotzdem „Voll schön!“ sagen muss. Wahrscheinlich war ich deswegen so unbeliebt. Inzwischen habe ich das gelernt, auch dass ich dem anderen in die Augen sehen muss. ■



Buchtipp:
Denise Linke (2015):
Nicht normal, aber das richtig gut. Mein wunderbares Leben mit Autismus und ADHS, Berlin Verlag.

Nahnu huna ma'aa Ekhuanna fi Suria.

**Das bedeutet da sein für
die Menschen in Syrien.**

Diakonie 
Katastrophenhilfe



Jetzt spenden unter
www.hilftvorort.at